

Nur gemeinsam geht es!



Reiner Pröb,
Referent für Jugend, Familie und Soziales.

Als die Stadt Nürnberg vor über zehn Jahren in erste Überlegungen zur **familienfreundlichen Schule** eingestiegen ist, war die bildungspolitische Debatte eine ähnliche wie heute: Es wurde deutlich, dass der Erziehungsauftrag der Eltern, wie er in §1 SGB VIII – Kinder- und Jugendhilfe-

gesetz verankert ist, zunehmend als Erwartung an die Schule herangetragen wird. Vielfach war auch damals schon zu konstatieren, dass viele Eltern ihrem Erziehungsauftrag nicht mehr in dem Maße nachkommen können, wie sie es möchten und sollten. Öffentliche Institutionen können mit Recht die Erziehung von Kindern nicht alleine übernehmen, vielmehr gilt es, Eltern in ihrer Erziehungsarbeit zu unterstützen und auch umgekehrt, Eltern zu ermutigen, den Schulalltag und die dort stattfindenden Lernprozesse zu begleiten. Bildungs- und Erziehungsauftrag können nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Familie und Schule sind die bedeutendsten Sozialisationsorte von Kindern. Daraus entstand die Idee, die Erziehungspartnerschaft von Eltern und Schule zu unterstützen und zu fördern.

In den vergangenen Jahren kam jedoch noch eine weitere Komponente in der Bildungsdiskussion hinzu: Die Bedeutung der non-formalen und informellen Bildung. Non-formale Bildung wird hierbei verstanden als Lernen außerhalb der allgemeinen und beruflichen Bildung, beispielsweise in Vereinen oder Kursen. Informelle Bildung sind all jene Lernprozesse, die im Alltag stattfinden und die unbewusste Aneignung von Wissen und Fähigkeiten umfassen. Dies kann in der Familie, im Freundeskreis oder in anderen Kontexten entstehen. Diesen nicht-formalen

Settings kommt in der Bildungsforschung mittlerweile eine Schlüsselstellung in Bezug auf die Herausbildung sozialer Ungleichheit zu. Unter der Losung „Bildung ist mehr als Schule!“ wird die Debatte vorangetrieben.

Warum dies so ist, erschließt sich unmittelbar: Eltern, die ihrem Erziehungsauftrag – aus welchen Gründen auch immer – nicht gerecht werden können, können ihren Kindern auch nicht jene informellen und non-formalen Bildungserlebnisse bieten, die diese benötigen, um wiederum in der Schule erfolgreich zu sein. Schule setzt voraus, dass Fähigkeiten wie Sprache, Konzentration, Auffassungsgabe bereits im Elternhaus gefördert wurden. Ebenso wird erwartet, dass Hausaufgaben von den Kindern selbständig oder mit Unterstützung der Eltern erledigt werden können. Somit verlagert die Gesellschaft nicht nur den Erziehungsauftrag auf die Schule, sondern auch die Schule verlagert einen Teil der Bildungsprozesse auf die Elternhäuser.

Immer wieder stellen wir fest, dass in keinem anderen Industrieland der Bildungs- und damit auch der berufliche Erfolg von Heranwachsenden so stark von der sozialen Herkunft abhängt wie in Deutschland. Von der „Vererbung“ des Transferleistungsbezugs ist dann die Rede oder von „Transferleistungskarrieren“ über mehrere Generationen. Auch Schulvergleichsuntersuchungen belegen dies. Somit wird deutlich, dass individuelles Scheitern im Bildungsprozess nicht von der Schule allein gelöst werden kann, sondern dass auch andere Bildungsorte, -erlebnisse und -settings – oder ihr Fehlen – von entscheidender Bedeutung sind.

Unstrittig ist jedoch auch, dass Schule der zentrale Bildungsort ist. Somit gilt es, die anderen Bildungserlebnisse und anderen Bildungsorte mit dem Bildungsort Schule zusammen zu bringen. Damit kann dem entgegengewirkt werden, was Thomas Rauschenbach als die „Taylorisierung“ der Bildung bezeichnet hat, bei der die einzelnen hochspezialisierten Bildungseinrich-



tungen nicht mehr zueinander und zum Alltag in Beziehung gesetzt werden können. Daher hat die **familienfreundliche Schule** über die Zeit eine Erweiterung erfahren: Sprach man zu Beginn von der Erziehungspartnerschaft zwischen Eltern und Schule, so wurde dieses Duo um die Institution Jugendhilfe und um weitere Kooperationspartner erweitert. Eine besondere Rolle spielt hierbei der Übergang von der Kita in die Grundschule, denn auch hier findet – ergänzend oder kompensierend zum Elternhaus – non-formale und informelle Bildung statt. Die Wechselwirkungen und Kooperationsbeziehungen zwischen Schule und Jugendhilfeangeboten stehen zu Recht auf der bildungs- und sozialpolitischen Agenda. Dass auch Kultur, Sport und partizipative Elemente Teil einer umfassenden Bildung sind, versteht sich von selbst.

Das Programm **Die familienfreundliche Schule** hat in dieser Hinsicht über die letzten Jahre wertvolle und engagierte Lobbyarbeit für die Kinder und ihre Familien geleistet. Dadurch wurden viele Türen aufgestoßen, Versäulungen bröckelten oder konnten eingerissen werden. Das gegenseitige Verständnis für die Haltungen und Arbeitsweisen unterschiedlicher Professionen, zum Beispiel von Lehrkräften und Sozialpädagoginnen und -pädagogen, konnte erhöht werden. Es wurde ein Bewusstsein dafür ge-

schaffen, dass sich pädagogisches Personal und Eltern auf Augenhöhe begegnen müssen. Aktuell beteiligen sich 31 Schulen am Programm, neun weitere stehen auf der Warteliste. Diese Schulen haben sich bewusst für eine Öffnung ihrer Häuser für die Familien entschieden, für ein Wirken in ihren Stadtteil hinein und für eine neue Kultur des Respekts und der Anerkennung. Daher freue ich mich sehr, dass wir dieses Modellprogramm verstetigen konnten und nun schon seit zehn Jahren an der **familienfreundlichen Schule** arbeiten. Dabei zeigt sich auch, dass jeder Stadtteil, jede Schulfamilie andere Herausforderungen hat und sich somit die unterschiedlichsten Wege zum Ziel Familienfreundlichkeit erschließen. Auch dies ist eine Stärke des Programms. Die wichtigen Impulse aus dem Programm wünsche ich mir auch für die Zukunft. Denn eines wird gerade in der letzten Zeit wieder deutlich: Wir haben ein gutes Stück des Weges für eine verbesserte Kooperation von Schule und Jugendhilfe, Eltern und anderen Bildungsorten geschafft – aber am Ende sind wir noch nicht angekommen!

Reiner Pröbß,
Referent für Jugend, Familie und Soziales